



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Helligensbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Lutherworte zum achten Gebot.

In diesem Gebot ist verboten alle Sünde der Zunge, dadurch man dem Nächsten mag Schaden tun oder zu nahe sein. Denn falsch Zeugnis reden ist nichts anderes denn Mundwerk. Was man nun mit Mundwerk wider den Nächsten tut, das will Gott gewehrt haben, es seien falsche Prediger mit der Lehre, falsche Richter und Zeugen mit dem Urteil oder sonst außer Gericht mit Lügen und Uebelreden. Dahin gehört sonderlich das leidige Verleumben. Denn es ist eine gemeine, schädliche Plage, daß jedermann lieber Böses denn Gutes von dem Nächsten hört sagen.

Die Summe dieses Gebotes ist, daß niemand seinem Nächsten, Freund und Feind, mit der Zunge schädlich sein noch Böses von ihm reden soll, es sei wahr oder erlogen, so es nicht aus Befehl oder zur Besserung geschieht, sondern seine Zunge brauchen und dienen lasse, von jedermann das Beste zu reden, seine Sünde und Gebrechen zu bedecken und entschuldigen.

Hilf, daß ich rede stets, womit ich tann bestehen,
laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen.

Mich reut kein Spruch, den schonend ich gesprochen,
wo man den Bruder auf der Wage wog,
wenn ich gehofft, wo ihr den Stab gebrochen,
und Honig sand, wo Gift ein andrer sog.
Und war zu mild mein Spruch, zu kühn mein Hoffen,
im Himmel sitzt Er, der das Urteil spricht.
Auch mir steht nur ein Gnadenpförtlein offen —
es reut mich nicht. Gerot.

Das 8. Gebot.

Du sollst kein falsch Zeugnis reden
wider deinen Nächsten.

„Wenn wir wirklich Gott fürchten, dann können wir aber andere nicht so reden, wie es allgemeiner Brauch ist unter den Menschen, leider auch in christlichen Kreisen. Die Lüge wird verabscheut von jedem anständigen Menschen. Aber wie steht es mit dem Aburteilen über Abwesende, mit dem Weitertragen ungeprüfter böser Rede? Wir machen uns dadurch mitschuldig an der Seele unseres Nächsten, helfen ihm die Ehre nehmen und schlimme Saat ausstreuen in der Welt.“

Und die Flugweite solcher schlimmen Saat — findet sie überhaupt noch Grenzen? Wie leichtfertig eignen wir uns oft abfällige Urteile an über Mitmenschen, die wir vielleicht nicht einmal gesehen, geschweige denn wirklich kennen gelernt haben, und geben, was wir hörten, wieder weiter, ohne uns überhaupt Gedanken darüber zu machen, ob wir Wahres oder Falsches verbreiten helfen. Im Morgenlande erzählt man folgende Geschichte, über die wir alle einmal gründlich nachdenken sollten:

„Ein kranker Mann liegt auf seinem Lager; vergrämt und verbittert ist sein Antlitz, seine Seele zerfallen mit Gott und den Menschen. Einst war er reich und geehrt. Da schlich der Neid hinter ihm drein im Bunde mit der Verleumdung. Unter Schande und Schmach brach das Glück des Ärmsten zusammen.“

Wie er nun die müden Augen aufschlägt, sieht er den an seinem Lager stehenden, der ihm einst lügnerrisch die Ehre stahl. Zerknirscht und reuevoll liegt der Mann im Staube; um Verzeihung fleht er; gut machen will er, was er einst gefrevelt; alles will er tun, was der Arme verlangt, alles ihm hingeben, alles erleiden. — Der Kranke aber schaut ihn finster an: „So tue dies zur Buße: nimm dies Kopfkissen und gehe auf den Turm; dort gib seine Federn dem Frühlingsturme preis!“ — „Nichts sonst?“ — fragt verwundert und erfreut der andere. — „Höre weiter!“ — fährt der Kranke fort, „dann steigst du hernieder und sammelst sorglich alle Federn, so daß auch nicht eine fehlt. Dann vergebe ich dir.“ — Erblickend spricht der andere: „Du verlangst Unmögliches!“ Da richtet sich der Kranke stöhnend auf. Die Augen glühen im tobbleichen Gesicht: „Unmöglich auch ist es, wieder gut zu machen, was du gefrevelt hast. Wie Federn, vom Winde verweht, ist die Verleumdung unsaßbar ins Weite gegangen. Du kannst deine Lügenworte nicht mehr zurückholen; mir aber haben sie Ehre und Leib und Leben verdorben.“ — Und er fällt zurück und stirbt.

Das ist das Furchtbare und Traurige, daß der Verleumder so viele unsre willige Helfer hat. Wenn wir Gott fürchten, so hüten wir uns davor und halten unsre Zunge im Zaume. Kein Krieg, keine Seuche richtet soviel Unheil auf Erden an wie das kleine Glied, das wir im Munde tragen. Aber das Uebel sitzt nicht im Munde, sondern im Herzen. Ein Herz, das „richtig ist und folget Gottes Leiten“ findet kein Gefallen daran, sich allerlei Klatsch und wichtigtuendes Gerede über den lieben Nächsten zutragen zu lassen. Und noch vorsichtiger ist es mit dem eigenen Urteil, denn es weiß: nur Einer sieht in die Menschenherzen hinein, während wir selten mehr sehen als den Mantel der andern Menschen.

„Gott allein kann ein abschließendes Urteil fällen. Wer er eilt damit nicht, er ist langmütig und gibt uns Zeit; ihn freut es, wenn er zuletzt ein gutes Urteil über uns sprechen kann. Diese göttliche Art wollen wir uns angewöhnen, dann gefallen wir dem Herrn. Lieben wir ihn, dann werden wir behutsam in unserm Urteil über die Menschen, glauben lieber das Gute von ihnen als das Schlimme und freuen uns, wenn wir für andre eintreten können mit unserm Wort. Wo wir zu tadeln haben, da wollen wir offen dem andern ins Gesicht die Wahrheit sagen in Liebe; wo wir aber nicht zu Richtern berufen sind, da lassen wir das Urteil dem, der da recht richtet.“

Auf das Herz kommt es an. Wohnt darin Selbsterkenntnis und Demut, Wahrhaftigkeit und Liebe, so wird auch unsre Rede also sein. Darum stehen wir vor Gott und bitten: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist; verwirf mich nicht von deinem Angeficht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!“ Amen.

Michael Meyenburg.

Von Paul Schredenbach. (Nachdruck verboten.)

Mit freundlicher Genehmigung des Verlages L. Staackmann in Leipzig bringen wir nachstehende spannende Erzählung zum Abdruck. Sie wird in etwa 14 Fortsetzungen ihren Abschluß finden, also etwa in der letzten Nummer unseres Blattes am Jahresschluß. Wir empfehlen, alle Nummern unseres Blattes, die diese Erzählung bringen, aufzubewahren. Denn das Wertvolle an der Erzählung ist besonders dies, daß sie uns einen Einblick in die Zeit des Bauernkriegs im Zeitalter der Reformation vermittelt.

Auf den Feldern zwischen der Stadt Mülhausen und dem Dorfe Ammara war eine unabsehbare Menschenmenge versammelt. Der Stadthauptmann Eberhard von Bodungen hatte auf Befehl des Rates alle wehrhaften Bürger und auch die wehrfähigen Bauern der achtzehn Dörfer, die zum Mülhäuser Stadtbezirk gehörten, dorthin zu einer kriegerischen Übung entboten. Sie waren erst gemustert worden und sollten es nun lernen, in Rotten und Gewalthäufen zu fechten. Fünf kriegserfahrene Landsknechte, die im Solde der Reichsstadt standen, leiteten sie dazu an.

Es verstand sich von selber, daß zu diesem Schauspiel auch der nicht waffentragende Teil der städtischen und ländlichen Bevölkerung zusammengeströmt war. Alles war vertreten, vom Greise, der auf seinen Stab gestützt einherwandelte, bis zum kleinen Kinde, das auf seiner Mutter Arm saß. In großen Trupps standen die Leute beieinander, lachten und schwatzten und betrachteten neugierig, aber auch voll Stolz und Befriedigung die Kriegsmacht ihrer guten Stadt, und wenn ein Belannter vorüberzog, so schrien sie ihm Heil und Gruß zu, wunderten sich auch, wie stattlich er in Brustharnisch und Sturmhaube ansah.

In einem dieser Volkshaufen stand auch Michael Meyenburg. Er hatte seinen langen Speer vor sich in die Erde gestoßen und lehnte sich daran, denn nachdem er die halbe Nacht und bis weit in den Morgen hinein geritten und gegangen war, empfand er das lange Stehen als eine geringe Freude und sehnte ungeduldig das Ende der Übung herbei. Seine Freunde Samhardt und Schiele hatten ihn schon erkannt und ihm zugenickt. Wenn bama die Glieder des Fußvolkes sich auflösten, hoffte er, in ihrer Begleitung in die Stadt hineinzukommen.

Dieser Zeitpunkt schien etwa eine Stunde vor Mittag endlich gekommen zu sein, denn Herr Eberhard von Bodungen ließ die Rotten in einen Kreis zusammenschwenken und war wohl eben im Begriff, den Befehl zur Heimkehr und zur Auflösung der Haufen zu geben, als plötzlich neben ihm ein Mann im Ringe erschien und mit lauttönderer Stimme zu reden anhub. Er saß hoch zu Ross, wie der Stadthauptmann auch, trug aber ein geistliches Gewand und statt der Sturmhaube eine flache Kappe auf dem Haupte. Sein Gesicht war gelblichweiß wie Pergament, es leuchtete geradezu in seiner traurigsten Blässe, und aus den großen, dunkelblauen Augen, die etwas vorstanden, loderte ein düsteres Feuer.

„Wer ist denn das?“ raunte Meyenburg einem neben ihm stehenden alten Schäfer zu.

Der Greis blickte ihn mißtrauisch von der Seite an. „Kennt Ihr ihn nicht? Wo seid Ihr denn her? Das ist“ — er nahm seine Mütze ab — „der Gesalbte Gottes, Herr Thomas Münzer.“

Meyenburg hatte sich das beim ersten Anblick des Mannes gedacht. Er hatte ihn weder leibhaftig noch in Bilde je gesehen, aber solch ein Schwärmerantlik mußte der Mann haben, der überall, wohin er bisher gekommen war, das Volk zum Aufruhr gereizt hatte. Es paßte ganz zu seiner Predigt.

„Liebe Männer! Söhne Gottes, die unser Herr Christus zur Freiheit hat erlöst mit seinem Blute!“ begann der Prophet, aber er wurde unsanft unterbrochen. Herr Eberhard von Bodungen, ein schwerer Feind alles unordent-

lichen Wesens, drehte sich während auf seines Gauls um und rief: „Was wollt Ihr hier, Herr Pfarrer, waltet Eures Amtes in der Kirche und predigt nicht auch noch auf dem Felde!“

Es gehörte nicht geringer Mut dazu, vor diesem Haufen den Propheten so zurechtzuweisen, und ein drohendes Murren und Aufstumpfen der Hellebarben von allen Seiten bewies, daß Bodungen seine Sicherheit aufs Spiel setzte, wenn er in diesem Tone fortfuhr. Das hätte ihn nun freilich nicht gehindert, dem Propheten, den er haßte, seine Meinung zu sagen, aber er sah ein, daß ihn der Volkswille zum Nachgeben zwingen werde, wenn er nicht selbst nachgab. Darum ritt er, braunrot vor Zorn, hinüber, wo die Pfeifer, Trommler und Zinkmeister standen, und ließ geschehen, was er nicht ändern konnte.

Münzer hatte nicht einen Blick zu ihm hinübergeworfen. Er tat, als hätte der Stadthauptmann gar nichts gesagt, ja, als wäre er überhaupt nicht vorhanden. „Geliebte Brüder!“ rief er noch lauter als vorher, „ich habe euch ein Ding zu künden, das ihr noch nicht wißt. Das kaiserliche Regiment hat uns Briefe gesandt, worin es gebietet, die Mülhäuser sollen auf der Stelle die Mönche und Pfaffen wieder aufnehmen, die sie vertrieben haben, sollen ihnen auch Genugthuung geben für den erlittenen Schaden. Nun meine ich, wir sind wohl nicht stark genug, den Fürsten und Herren zu widerstreben, die hinter dem Regiment stehen. Was sollen wir machen, wenn sie uns etwa mit Gewalt überziehen? Wir täten wohl am besten, wenn wir die Pfaffen wieder in die Stadt nähmen?“

Meyenburg glaubte nicht recht gehört zu haben, und auf allen Gesichtern, die er erblicken konnte, las er eine große Verblüffung. Daß Münzer, der sonst stets schürkte und hezte und die schärfsten Maßregeln gegen die Geistlichkeit der alten Kirche empfahl, mit einem Male zum Frieden rebete, das war ja etwas Unerhörtes. Es ärgerte und verwirrte viele und war vor allem denen sehr unlieb zu hören, die an den Klosterstürmen teilgenommen hatten. So erhob sich denn jetzt ein ebenso drohendes Murren gegen ihn, wie es sich vorher für ihn erhoben hatte.

Da ging ein triumphierendes Lächeln über sein Gesicht, und sich hochredend rief er: „Geliebte Brüder, was ich da sagte, war geredet, euch zu versuchen. Ich wollte nur sehen, wie fest ihr wäret im Glauben, und ich freue mich euer. Ich sehe, ihr steht fest bei Gott, der gebietet, die Priester Baals auszutreiben und ihnen keine Stätte zu lassen, zu wohnen bei den Kindern des Höchsten. Ihr fürchtet euch auch nicht vor den Fürsten und Gewaltigen, die jene schützen, und ihr tut recht daran. Denn also spricht der Herr und Gott, Jesaja am neunundzwanzigsten: Die Menge deiner Feinde wird sein wie dürrer Staub und die Menge der Thramen wie verwehte Spreu, und das soll plötzlich geschehen und ohn alles Vermuten. Er wird die Stolzen erniedrigen und die Gewaltigen vom Stuhle stoßen, Er will die Niedrigen erhöhen, und die Letzten sollen die Ersten werden. Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist deines Vaters Wille, dir das Reich zu geben! Was sind die Fürsten, die euch bedrängen? Was ist der Kaiser? Was ist der Hesse und der Dresdener Herzog, die so stolz einherprangen? Wie Mäcken und Fliegen sind sie vor dem lebendigen Gott, der wie der Sturmwind vor den Seinen herfährt. Die ihnen jetzt untertan sind, werden sich gegen sie erheben und werden euch beistehen, dessen seid sicher und getrost, und zum Zeichen, liebe Brüder, daß ihr wollet beim Worte Gottes stehen und bei seiner Gerechtigkeit und eher sterben wollt als davon weichen, hebt eure Finger auf und schwört einen leiblichen Eid!“

Die Wendung kam den Leuten unerwartet. Ziemlich verdußt blickten die meisten den Propheten an, der mit segnend erhobenen Händen auf seinem Rosse saß. Es war ihnen offenbar nicht recht klar, was sie eigentlich beschwören sollten. Einige seiner blindesten Anhänger redeten indessen unbedenklich die Schwurfinger empor, und andere schickten sich an, ihrem Beispiele zu folgen, als Herr Eberhard von Bodungen mit Donnerstimme dazwischen fuhr: „Liebe Bürger!“ schrie er, zornig seinen Hut vom Kopfe reisend, „schwört nicht, denn es ist euch nicht not zu schwören. Kein Mann ist so unverständlich, daß er nicht auch ohne dies beim Worte Gottes bleibe. Habt ihr aber nicht schon Eide genug geschworen, so schwöre jeder noch einen Wort voll und hänge ihn an seinen Hals. Doch das tut, wa

Ihr wollt, nicht hier, solange ich über euch zu befehlen habe als der Stadthauptmann der geschworenen Bürger und Hintersassen von Mülhhausen. Jetzt gehen wir nach der Stadt zurück! Los! Auf, Spielleute!"

Er warf die Hand hoch in die Luft, und mit grellen Tönen setzte die Musik ein. Die beiden Trompeter schmetterten eine Marschweise der frommen Landsknechte mit voller Lungenkraft in die Luft hinaus, die Pfeifen quiekten, die große Trommel rasselte. Dieser plötzlich losbrechende Lärm hatte eine sehr betrübende Wirkung auf das Kopf des Propheten. Der starke Wärgaul des Achtmannes Hans Schmidt, den er bestiegen hatte, war ein altes, waderes Tier, aber solche kriegerischen Klänge völlig ungewohnt. Er spitzte die Ohren und begann in gefährlicher Weise zu boden und auszuschlagen. Das war für den Propheten, der des Reitens ungewohnt war, sehr verhängnisvoll, denn er kam ins Schwanken, klammerte sich angstvoll an den Sattel und rief um Hilfe. Mit Mühe bewahrten ihn einige Getreue, die herzuspringen und das Pferd festhielten und beruhigten, vor einem schweren Fall. Aber die Wirkung seiner Rede war gänzlich verborben; die Kotten zogen ab, der Musik nach, das Volk lief auseinander, und mit finsterner Miene mühte er selbst den Heimweg zu Fuß anzutreten, denn auf die bössartige Mähre getraute er sich nicht mehr hinauf.

Meyenburg, der ganz in der Nähe gestanden hatte, verbiß nur mit Mühe ein Lachen. Der Mann hatte zuerst einen unheimlichen Eindruck auf ihn gemacht mit seinem düsteren Schwärmerantlitz und dem aufreizenden Klang seiner Stimme. Jetzt erschien er ihm fast lächerlich. „Er hat doch wohl nicht die Macht in der Stadt, die man ihm allenthalben zuschreibt,“ überlegte er, „denn sonst hätte es Bodungen nimmermehr wagen können, ihm so entgegenzutreten. Vielleicht ist alles übertrieben, was man im Lande von den Mülhäufern redet, und die Mehrzahl von ihnen wird sich's doch noch lange überlegen, ob sie sich von dem Propheten zu blutigen Gewaltthaten hinreißen lassen soll.“ Herr der Stadt waren sie wohl nicht, weder Münzer noch sein Kumpan, der entlaufene Mönch Pfeifer, den er nicht gesehen oder nicht erkannt hatte. Das erfüllte ihn mit hoher Hoffnung auch für seine Stadt, denn Nordhausen war schwer bedroht, wenn etwa von Mülhhausen aus der Stein ins Rollen gebracht wurde. Er kannte besser als die Herren vom Räte den auffälligen Geist, der in den Kreisen der Handwerker seinen Einzug gehalten hatte. Blieb Mülhhausen ruhig, bis die sächsischen Fürsten und der Landgraf von Hessen mit ihren Rüstungen fertig waren, so brauchten die Nordhäuser Gewalthaber nicht besorgt zu sein. Sonst war vieles möglich.

Aber seine gute Zuversicht schwand sehr schnell dahin, als er in Begleitung der beiden Ratsherren Lamhardt und Schiele auf die Stadt zuschritt. Die waren, wie er sogleich aus ihren Reden vernahm, unbedingte Anhänger des Propheten und schimpften gewaltig über den Streich Bodungen, den sie einen Narren und Verräter schalteten. Auch alle, die mit ihnen im Zuge gingen, gaben ihnen recht und ließen ihren Unmut in heftigen und drohenden Worten aus. Es ging ihm ein Licht darüber auf, daß der wadere und mutige Stadthauptmann den Propheten nur mit seiner schnellen, festen Tat überrumpelt hatte. Die Macht über die Gemüter hatte er ihm nicht genommen, die saß fest in den Seelen dieser Männer und wohl der meisten ihrer Mitbürger. Was war vor allem aus Schiele geworden, der zwar auch schon früher eitel und ruhmredig, aber doch im ganzen ein vernünftiger Mann gewesen war! Als Meyenburg eine Stunde später an seinem Tische saß, kam es ihm vor, als sei er in ein Narrenhaus geraten. Der Hausherr leitete das Mittagsmahl mit einem langen, verworrenen Gebete ein, worin er nicht etwa Gott für seinen Segen dankte, sondern ihn um die Vernichtung der Gottlosen und den baldigen Sturz der Tyrannen anflehte, auch den Seinen verkündigte, er habe ein Gesicht gehabt in der Nacht und eine Stimme gehört, die wie Posaumenton geklungen habe und von oben her gewesen sei. Was sie ihm anvertraut hatte, deutete er nur an, aber sein Ehegespons und seine beiden erwachsenen Töchter, die beiden Knechte und die Magd des Hauses machten verzückte Miene zu seiner Rede, und Meyenburg erkannte, daß sie allesamt vom „Geiste“ ergriffen waren. In eine sehr unbehagliche Lage geriet er, als

der Ratsherr ihn während des Essens zu belehren suchte. Er hatte den Namen Luthers in anerkennender Weise ausgesprochen, aber damit kam er schon an. „Gehe mir mit dem!“ rief Schiele und rollte die Augen. „Es ist wahr, er hat der neuen Wahrheit den Weg bereitet, aber er ist auf halbem Wege stehen geblieben und bleibt immer mehr zurück. Er schreit: Schrift! Schrift! und weiß nichts davon, daß die Schrift nichts wirkt, sondern nur der Geist und das innere Licht, das Gott in uns anzündet und dessen Schein er freilich nie gesehen hat mit seinen blöden Augen. Nicht Luther ist der Mann, der die Klader Gottes führen wird zu seiner Herrlichkeit. Der Mann heißt Münzer, Thomas Münzer! Er zeigt den Weg, der zu Gott führt und neben dem es keinen gibt. Weißt du, wie dieser Weg heißt?“

Meyenburg verneigte verwundert. Die Narrheit des Mannes, den er früher nicht ungern gesehen hatte, belustigte und verdross ihn zu gleicher Zeit. So viel aber erkannte er klar, daß man Leuten, die der Geist ergriffen hatte, nicht widersprechen dürfe, ohne ihren höchsten Zorn zu erregen ganz ohne Nutzen. Er hatte durch Schiele, der gesalzene Fische ins Kloster zu Kessern pflegte, den Zettel Ursulas erhalten und war ihm daher zu Dank verpflichtet. Auch sah er sich sehr auf seine weitere Hilfe angewiesen. Nun hielt ja der verwirrte Mann die Entfernung einer Nonne aus dem Kloster ohne Frage für eine Gott wohlgefällige Tat, aber ob er einem dabei helfen werde, der anders dachte als er, schien ihm doch zweifelhaft. So beschloß denn Meyenburg, ihn zu behandeln wie einen, der seiner Stärke nicht mächtig ist und sich in einem starken Rausche befindet, und zu allem ja zu sagen, was er auch vorbrachte.

„Wie kannst du es auch wissen, da du ohne das innere Licht bist?“ fuhr Schiele salbungsvoll fort. „Ich aber will dich nicht im Dunkeln lassen. Sechs Stufen schreitet der Mensch empor, wenn er will zu Gott kommen und ihn schauen von Angesicht zu Angesicht. Sie heißen — er dämpfte seine Stimme zu einem geheimnisvollen Flüstern — sie heißen Entgröbung, Studierung, Verwunderung, gelassene Gelassenheit, Stehen in der Dangeweile, Entzündung.“

Hier schob die älteste Tochter ihren Keller zurück, brach in Tränen aus und eilte aus dem Gemache. Schiele sah ihr mit einem wohlwollenden Lächeln nach. „Sie grämt sich,“ sagte er, „daß sie noch nicht über die Stufe der Entgröbung hinausgelangt ist und wird wohl droben in ihrem Stübchen suchen, in die Studierung zu kommen.“

Meyenburg unterdrückte das bissige Wort, das er schon auf der Zunge hatte, und fragte mit anscheinend großer Teilnahme, was denn diese Worte zu bedeuten hätten. Aber bald bereute er seine Frage bitter, denn nun begann Schiele ein Geschwafel, das alles, was er bisher vorgebracht hatte, an Bombast und Verworrenheit weit übertraf. Bei Meyenburg setzte sich der Gedanke immer fester, daß er es hier mit einem Halbverrückten zu tun habe, aber jedesmal, wenn Schiele ihn fragte, ob er verstanden habe, erklärte er mit eiserner Stirn, er habe alles wohl begriffen, und es sei ihm, als gehe das innere Licht auch in seiner Seele auf.

Das stimmte den Ratsherren überaus fröhlich, denn er wurde allmählich davon überzeugt, daß er der Lehre seines Meisters durch seine große geistliche Bereitsamkeit einen neuen Jünger gewonnen habe. Er nannte ihn seinen lieben Bruder in Christo, und wenig fehlte, so hätte er ihn umarmt und geküßt.

Diesen Augenblick benutzte Meyenburg, um auf die Gelegenheit zu kommen, die ihn hergeführt hatte und ihm nun je länger je mehr auf der Seele brannte. Er hatte einen günstigen Zeitpunkt gewählt. Schiele ging mit Feuereifer auf die Sache ein. „Ha!“ rief er, „die Mönchsklöster in der Stadt haben wir alle zerstört und die Söhne Belials vertrieben. Das Frauenkloster hat noch immer der Rat geschirmt, und ich und Lamhardt und der junge Baumgarten konnten's bisher nicht hindern. Etlliche der Schwestern haben Verwandte im Rat, auch hat der Herzog Jörg in Dresden der Stadt mit seiner Rache gedroht, falls sie die Hand nach dem Kloster ausstreckte. Der Bärtige ist ja des Reiches Schultheiß bei uns wie bei euch in Nordhausen und maßt sich an, seine Nase in alles hineinzustecken, was ihn nichts angeht. Aber die Zeit ist nahe, daß seiner Herrschaft wird ein Ende gemacht werden, denn der Herr wird die Tyrannen erniedrigen, und das in aller Kürze. Wir sollten uns nicht fürchten und das Kloster einziehen zu der Stadt

gemeinem Nutzen und die Schwestern dahin ziehen lassen, woher sie gekommen sind. Das wird wohl aber der alte Rat nicht tun, solange er das Regiment hat. Aber eine herauszuführen, kann er dir nicht weigern, denn er muß sich fürchten vor dem gemeinen Mann. Hörten die Leute, daß eine in dem Gefängnis des Teufels würde festgehalten wider ihren Willen, so würden sie schwierig werden und ihre Befreiung ernstlich begehren. Darum rate ich dir, gehe nachher auf das Rathaus zum Bürgermeister und begehre, daß er dich von Stadtknechten lasse in das Kloster geleiten, damit du die herausholst, die dich gerufen hat. Ich selber werde mit dir aufs Rathaus gehen."

Das tat er denn auch, aber in der Tür des Rathauses verließ er ihn. „Die Herren droben sind mir nicht grün," sagte er. „Komme ich mit dir, so möchten sie leichtlich eine Meinung gegen dich fassen. Darum geh lieber allein hinauf.“

(Fortsetzung folgt.)

Rudolf Schäfers Bilder

nach der Heiligen Schrift

Rudolf Schäfer, der begnadete Meister deutscher religiöser Malerei, schaut am heutigen Sonntag, den 16. Sep-

tember zurück auf 50 Jahre seines Lebens. Was ihn und seine Kunst unserer Herzen ganz besonders nahe kommen läßt, das ist die ausgesprochene deutsche Art, mit der er uns die Gestalten und Begebenheiten des Neuen Testaments so vertraut macht. Nicht nur, daß er Gestalten und Begebenheiten in mittelalterlich-deutsche, aber doch zeitlos wirkende Tracht, in deutsche Stadt und Landschaft überträgt und dadurch das uns fremd anmutende Element einer historisch genauen Darstellung vermeidet, so gelingt es ihm darüber hinaus, Menschen und Ereignisse geradezu seelisch durchscheinend zu zeigen. Unseren Lesern wird Rudolf Schäfer kein Fremder sein und mancher wird selbst eines seiner wundervollen farbigen Blätter besitzen. Seine köstlich schlichten und eindringlichen „Bilder nach d. Heiligen Schrift“ schöpfen den religiösen Gehalt der Erzählung voll aus und stellen ihn in einer tief zu Herzen gehenden, das Denken anregenden Form dar. Wie menschlich nahe ist uns sein Weihnachtsbild und „Jesus der Kinderfreund“, wie eindringlich mahnend in Freud und Leid die „Hochzeit zu Kana“ und der „Barmherzige Samariter“, wie hoheitsvoll und doch „mitten unter uns“ der Jesus der „Bergpredigt“. Das sind Bilder, die unmittelbar zum Herzen sprechen, dem Kinde so gut wie dem Erwachsenen. Wir möchten wünschen, daß solche Kunst nun auch überall in Haus und Schule dazu beitrage, echte Frömmigkeit zu erhalten und zu beleben.

Der „Edelkommunist“.

Ostpr. Erzählung von G. B. (Schluß).

Unter den vielen Gästen, die das Gutshaus in G. damals aufnahm, war auch die Schwester Henski's, Luise, die im Kriege dem Vaterland als Schwester gedient, ihren Bräutigam, einen Oberen Wlanenoffizier, im Felde verloren hatte und nach dem Kriege weiter als Schwester in einer Königsberger Klinik arbeitete. Vielleicht war sie diejenige gewesen, die den Glauben an Wilhelm auch in seiner Berliner Zeit nicht verloren hatte. Sie kannte sein Herz besser als selbst ihr Bruder. Vielleicht waren ihre Briefe, die sie ihm auch nach seiner Entfremdung mit dem Elternhaus gesandt hatte, das starke Seil gewesen, das Gott

in ihre Hand gelegt hatte: sie sollte sehr Lebensschifflein mit starker Glaubenshand festhalten, damit es nicht versänke in der roten Flut. — In den Jahren der Gefangenschaft, die das Reitungsseil aus Luise's Hand gerissen hatten, nahm es der Lenker der Menschenschicksale selbst in die Hand. Er leitete Wilhelm dorthin, wo er sehen konnte, was aus Menschen wird, die von Gott nichts mehr wissen wollen und ohne seinen Geist die Welt reformieren wollen, und er leitete ihn innerlich zu dem Gesundbrunnen, in dem allein Menschen und Völker gesunden können. Das Buch der Bücher, das Wilhelm als Theologe durchforscht hatte, das war ihm in den Erschütterungen des Weltkrieges geworden wie der Brief eines Vaters, der seinem verlorenen Sohne Mut macht, heimzukehren und ein neues Leben im Hause seines Vaters anzufangen. So konnte er jetzt nur noch eine Sehnsucht: die Menschen zu Jesus zu führen, damit die sehend würden, die bisher blind waren für die Not der andern, und damit die andern, die von allen Dämonen wilden Hasses gepeitscht und sinnlos gemacht wurden, durch Seine heilende Hand aus ihrer Geisteskrankheit gerettet würden und wieder Vertrauen zu denen fanden, die als wirkliche Jünger Jesu Vertrauen verdienen.

Ueber diese Gedanken redeten die beiden am Abend jenes 11. Juli auf der Bank unter der großen Weide am See. Dort hatten sie manchmal als junge Menschenkinder vor Jahren gesessen. Die silbernen und golden schimmernde Bahn, die das Mondlicht über den stillen See wandelte, vom jenseitigen Ufer zu ihrem, das war dieselbe Bahn, auf der damals ihre jungen Hoffnungen und Wünsche hinausgeschwebt waren in die Zukunft. Heut Abend kamen sie zurück, leise, wehmütig, fast müde; denn sie hatten Schweeres erlebt. Damals waren ihre Seelen noch jede ihre eigene Straße gezogen. Heut reichten sie sich die Hände, um sich wieder zu begrüßen. Und nun wieder sich trennen? Seine Seele hatte doch der Seele der Jugendfreundin so viel zu danken, auch damals schon, als sie noch mit einer andern Seele dahinwandelte in bräutlicher Liebe. —

Einige Wochen darauf kam von Königsberg ein Brief mit Luise's Handschrift an Wilhelm. Frau Henski zeigte ihn mit einem heiteren Blick ihrem Mann, der mit dem Kopf schüttelte und dann lachend meinte: „Einen verheirateten Gutsrentanten können wir uns eigentlich nicht leisten“.

Am selben Abend bat Wilhelm seinen Schwager um eine Aussprache. Luise war beim Generalsuperintendenten gewesen, der den Ortspfarrer von G. um Auskunft über den „Edelkommunisten“ ersucht hatte. Diese Auskunft war so glänzend ausgefallen, daß Wilhelm schnelligst seine Meldung zur Prüfung einreichen sollte.

Zum 1. August hatte sich Henski einen neuen Gutsrentanten besorgt, damit Wilhelm sich ungestört seiner Prüfung widmen könnte. Am Abendbrotlich erzählte Strodzki, der alte „Ober“, sorgenvoll, daß am nächsten Abend im Dorfstrug eine Arbeiterversammlung stattfinden sollte, in welcher ein auswärtiger „Gewerkschaftssekretär“ reden würde. „Ich habe den Pawelzik, unsern Arbeiterrat, gefragt, woher er käme. Aber er wußte es auch nicht. Der Pawelzik ist ein ganz verständiger Mann und fürchtet, daß es zu einer ablehnen Hezerei führen könnte. Der alte Kratzeher Rabuschewski soll was von Erntestreich geizigisch haben.“

„Am Gottes Willen!“, fuhr Frau Henski auf. „Nun hat endlich der Regen aufgehört, und dann wollen die Leute streiken? Henski zuckte bekümmert mit den Schultern. Da



Rudolf Schäfer, Jesus der Kinderfreund. Aus den „Bildern nach der Heiligen Schrift“. Farbige Kunstblätter, erschienen im Verlag von V. G. Teubner, Leipzig/Berlin. (Format 60 X 50 cm; Preis 8 RM. In kleiner Ausgabe: 75 Pf.)

rutschte der kleine Max von seinem hohen Stühlchen auf die Erde und trippelte zum Onkel Willi, der finstern auf seinen Teller starrte. „Onkel Willi, was machen die Leute, wenn sie die Ernte streifen? Kommen sie dann mit einer Krone von schönen Blumen?“

Witter lächelnd streichelte Wilhelm den kleinen Flachstoppf: „Nein, mein Maxel, sie wollen alles Getreide draußer lassen und alle Tage Sonntag machen“. — „Wer das geht doch nicht“, ereiferte sich der kleine Kerl, „du mußt ihnen sagen, daß sie nicht so dummlich sein sollen“. — Der alte Skrodzki lachte brümmig auf: „Red' mal mit den Dammlichen, Maxche, Dammlichkeit ist taub“. Der Junge verstand den alten „Ober“ nicht, mußte sich auch eine kleine Strafrede seiner Mutter gefallen lassen, daß er bei Tisch still sein und nicht so häßliche Worte brauchen sollte. Still gingen alle auseinander.

In der Nacht hatte Wilhelm, der nicht sofort einschlafen konnte, einen seltsamen Traum: Er ging über den Roggenschlag, der auf das Einfahren wartete, und steckte auf jede Höhe ein rotes Fähnchen auf. Die Wagen kamen herangefahren und blieben auf dem Wege stehen, weil hinter einer Höhe Nabuschewski mit einem fremden Mann aufsprang und eine Girlande von roten Fähnchen von Hockenreihe zu Hockenreihe zog, sodas die Wagen nicht dazwischen fahren konnten. Unergerlich trat Wilhelm auf den fremden Mann, der ihm allerdings merkwürdig bekannt vorkam, zu und riß ihm die Girlande aus der Hand, warf ihr Ende dem Nabuschewski ins Gesicht und rief den Knechten zu: „Völ! Fahrt ran!“ Aber sie zeigten mit den Peitschen auf die roten Fähnchen auf den Hocken und rührten sich nicht. Wütend sprang er nun an die Hocken heran und versuchte die roten Fähnchen auszureißen. Aber so sehr er auch daran zerrte, eine wie die andre war wie angewachsen. Der Schweiß perlte ihm von der Stirn. Wut erfaßte ihn, als er die höhnisch lachenden Gesichter von Nabuschewski und dem Fremden sah. Er versuchte eine Höhe ganz unzuversichtlich, aber sofort stand sie wieder hoch, wie von unsichtbarer Hand erhoben. Das rote Fähnchen flatterte oben in heißen Winde. Wie gelähmt stand er da. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Die Lähmung war fort. Er drehte sich um und sah seines Vaters gültig lächelndes Gesicht. Der Vater stand im Talar vor ihm, zeigte auf die roten Fähnchen und hob dann segnend die Hände über die Hockenreihen. Leise stimmte er den Choral an: „Allein Gott in der Höh sei Ehr“. Wilhelm sank ihm zu Füßen. Des Vaters Hände legten sich segnend auf des Sohnes Haupt. Die Leute bei den Erntewagen fielen in den Choral ein, die ältesten, das konnte Wilhelm noch heraushören, mit masurischem Text. Dann verschwamm der Traum wie ein Nebel. In Schweiß gebadet wachte Wilhelm auf.

Am nächsten Nachmittag trafen Skrodzki und Wilhelm auf dem Speicher zusammen. „Ober“, der früher sehr argwöhnisch gegen den „Noten aus Berlin und Moskau“ gewesen war, war allmählich aufgetaut. „Hören Sie mal, Herr Moshöfer. Was machen wir eigentlich heut Abend? Wör' das nicht ganz gut, wenn in der Versammlung auch ein paar verständige Menschen wären?“ — Der Angeredete erwiderte ruhig: „Ich wollte so wie so hingehen“. — „Das ist ja fein! Dann bin ich wenigstens nicht ganz allein.“ — Lachend sagte Wilhelm: „Das heißt, mein lieber Ober, ich nehme Sie nur mit, wenn Sie erstens Ihren dicken Eichenkrückstock zu Hause lassen und zweitens mir versprechen, dort keine Töne auf Ihre Melodie zu singen“. — „Na, schön! Dann machen Sie den Salat. Der Kuckuck kann sich in diese verrückte Zeit reinfinden!“

Als die beiden am Abend die dunstige Schankstube betraten, mußten sie erst ihre Augen an das Bild gewöhnen, das sich ihnen bot. In einem kleinen Tischchen saß ein etwa 30-jähriger, glattrasierter Mann, der in einem sauberen Drucksachen wühlte. Als die Leute den beiden Gutsbeamten Platz machten, sah er auf und zuckte zusammen, als Moshöfers Augen sich in die seinen senkten. Moshöfer zögerte einen Augenblick, dann straffte er sich auf, ging an den Tisch heran und rief mit lauter Stimme: „Ah! Schubjenski! Also hier ein Wiederseh'n!“ Der Angeredete sprang auf, wurde blaß und rot, stotterte zuerst, dann sagte er frech: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen!“

Mit schneidendem Hohn rief aber Moshöfer in die Ver-

sammlung Hraeta: „Sie haben überhaupt keine Ehre! Leute, der Mann da, Schubjenski nannte er sich in Rußland, wie er sich jetzt nennt, weiß ich nicht, ist im Krieg aus Feigheit zu den Russen übergelaufen und dann Handlanger, d. h. Demniziant bei den Bolschewisten gewesen. Und ich persönlich habe die Ehre, ihn zu kennen“ — immer schärfer klangten Wilhelms Worte auf den Fremden und zerschnitten die Luft wie Peitschenhiebe — „weil ich es ihm zu danken habe, daß ich durch ihn in Rußland ins Gefängnis kam und beinahe erschossen wäre, wenn ich nicht noch im letzten Augenblick hätte entweichen können“.

„Na solch ein Schubjak, dieser Herr Schubjenski“, donnerte da der alte Skrodzki dazwischen und sprang auf. Pawelzik trat ruhig an den Agitator heran, machte eine Handbewegung nach der Tür: „Solche Leute, die deutsche Brüder verraten, haben bei ehrlichen Arbeitern nichts zu suchen“. Ein paar wilde Drohungen: „schlagt dem Lump die Knochen entzwei!“ verflangen, als der Fremde schleunigst verschwunden und Nabuschewski ihm wie ein begossener Hühel nachgeschlichen war. „Ruhe! der Herr Moshöfer will noch was sagen!“ rief der alte Skrodzki, den die Leute trotz seiner horstigen Art doch ganz gern hatten.

Alles schaute auf den Genannten, der an den Tisch gelehnt in einem fast weihelken Ton sich an die ganz still gewordenen Leute wandte: „Kinder, ihr wißt, daß ich unter euch aufgewachsen bin. Mein Vater ist mir heut im Traum erschienen. Den ganzen Traum erzähle ich euch nicht. Manches geht nur mich allein an“. Er lächelte wehmütig. „Aber das muß ich euch doch erzählen. Ich sah meinen Vater im Talar — ihr besinnt euch noch alle auf ihn“ — sie nickten ernst mit dem Kopf. „Er hob die Arme und segnete den Roggen, den ihr morgen einfahren werdet. Und als er aufstimmte: Allein Gott in der Höh! — da habt ihr alle mitgesungen. So habe ich heut Nacht geträumt!“ schloß er halbblau.

Erst tiefe Stille, dann ging Pawelzik an Skrodzki heran: „Herr Oberinspektor, ich denke, wir nehmen Morgen gleich den Schlag am See“. — „Dobrze! Kinder! Und nun trinkt das Aecht Bier, das euch Herr Moshöfer zum Abschied gibt; denn als Gutsverwandt setzen wir ihn ab. Er paßt doch besser zum Pfarrer.“ Schmunzelnd schüttelte er Wilhelm die Hand, der sich still entfernte. —

Drei Jahre später zogen Wilhelm und Luise in ein einfaches Pfarrhaus. Das Dorf lag zwischen Wäldern und Seen in traumhafter Schönheit. Das Kirchspiel bestand nur aus Kleinbauern und Waldarbeitern. Aber um Pfarrhaus und masurische Gehöfte legte sich ein starkes Band, gewoben aus der Liebe, die nicht das Ihre sucht, sondern was des andern ist.

Die evangelische Presseweche am Rhein.

Die erste internationale evangelische Pressekonferenz war mit dieser bedeutsamen Presseweche in Köln verbunden. Das gab ihr einen besonderen Einschlag. Wichtige Fragen der ganzen evangelischen Christenheit wurden behandelt: „Die Bedeutung unserer religiösen Volkspresse im Haushalt des kirchlichen Lebens“, „Was lehrt uns die Statistik evangelischen Schrifttums“, „Der Ruf Gottes an die Presse“, „Das Apostolat der Presse“, u. a.

Am liebsten möchte ich über die Kernworte der inhaltsreichen Vorträge auf großen Tafeln in auffallendem Druck in den Versammlungsräumen und Sitzungszimmern der Vereine, der Gemeindevertretungen, der Konsistorien und aller evangelischen Behörden aufhängen, damit endlich einmal unsere evangelische Kirche und unser Kirchenvolk sich dessen beußt wird, was evangelische Presse in unserer Zeit bedeutet!

Ungeheure Mittel werden in unserer evangelischen Kirche für die Uebermittlung des gesprochenen Wortes und für viele sonstige Dinge aufgewandt. Aber das gesprochene Wort, das unendlich mehr Gemeindeglieder erreicht, als das gesprochene, wird immer wieder wie ein Aschenbrödel behandelt.

Alle anderen Westanschauungsgemeinschaften wissen nicht nur, was die Presse bedeutet, sondern handeln auch danach. Und die evangelische Kirche? Es war doch bezeichnend, daß Professor D. Hinderer-Berlin, berichten mußte, daß es in evangelischen Landes-

Kirchen keine Stelle gibt, die eine Uebersicht über das evangelische Schrifttum geben kann. Das bedeutet, daß die kirchliche Presse als Kirchenbesitz von den Behörden überhaupt noch nicht entdeckt ist.

Und doch hat dieses evangelische Schrifttum einen ganz gewaltigen Umfang.

Wir haben 3300 evangelische Blätter mit einer Auflage von ungefähr 13 Millionen Stüd. Das ist zunächst außerordentlich überraschend, hat doch die Tagespresse nur 3200 Blätter. Der Zahl nach gibt es also mehr evangelische Blätter wie Zeitungen, trotzdem ein Drittel des deutschen Volkes katholisch ist und die katholischen Zeitungen mit eingerechnet sind.

Das scheint glänzend zu sein. Aber wir müssen bedenken, daß wir auf evangelischer Seite an einer ungeheuren Zersplitterung leiden, daß von den 3300 Blättern kein einziges täglich erscheint, eine große Zahl wöchentlich, noch mehr monatlich, ja einige sogar nur vierteljährlich!

Die Katholiken haben ungefähr nur den zehnten Teil der Blätter. Das scheint ein großer Nachteil zu sein, ist aber wahrscheinlich ein Vorteil, da dort die große Zersplitterung fehlt und die einzelnen Blätter eine größere Auflage haben. Auf evangelischer Seite wird man wohl über die Zahl der Blätter sagen können: „Weniger wäre mehr!“

Die wichtigste Frage ist für uns die: An wie viele Evangelische kommen wir mit unseren evangelischen Blättern heran? Bei dieser Frage kommen hier hauptsächlich nur die Sonntags- und Gemeindeblätter mit einer Auflage von ungefähr 5 Millionen in Betracht. Wenn wir rechnen, daß dieses Blatt von zwei bis drei Familiengliedern gelesen wird, und außerdem die Kinder abrechnen, so müßten wir, wenn wir an alle Evangelischen herantommen wollten, ungefähr 25 bis 40 Prozent der evangelischen Seelenzahl als Leser haben.

Wie steht es nun damit? Tatsächlich gibt es eine Provinz, die 40 Prozent hat, das ist Schleswig-Holstein. Dann folgt Baden mit 30 Prozent, Württemberg mit 25 Prozent. Dann folgt Westfalen mit 20 Prozent. Am niedrigsten steht Oldenburg mit 2,3 Prozent, dann Ostpreußen mit 3,3 Prozent, Pommern mit 5 Prozent, Schlesien mit 6 Prozent.

Bedeutungsvoll ist jedenfalls die Tatsache, daß wir allein mit unseren Sonntags- und Gemeindeblättern an ungefähr 15 Millionen Evangelische herantommen. Fragen wir uns nun, wie viele davon sonntäglich unter die Kanzel, unter das gesprochene Wort kommen? Es wird schwer festzustellen sein, aber wir wollen uns keinen Täuschungen hingeben. Die Zahl 1½ Millionen wird wohl kaum erreicht werden. Wir erreichen also mindestens zehnmal so viele Evangelische durch das gedruckte wie durch das gesprochene Wort. Stöder mit seinem weiten Blick hat einmal gesagt: „Ich bin nun dahin gekommen, zu sagen, daß die Einführung eines christlichen Blattes in die Familien das Beste ist, was ich für sie in christlicher Beziehung tun könnte.“

Auf die ungeheure Fülle dessen, was über die evangelische Presse in all den Vorträgen gesagt wurde, kann ich hier leider nicht weiter eingehen.

Die Versammlungen waren sehr gut besucht und tagten in dem freundlichen Gemeindefaale der Pressakirche, der sich hierfür besonders eignete.

Der Festgottesdienst in der Pressakirche (Predigt D. Wolff, Präses der Rheinischen Provinzialsynode) und die musikalischen Darbietungen des Heinrich-Schütz-Kreises werden den Teilnehmern unvergesslich sein.

Nur über eine Darbietung möchte ich noch eingehend berichten, und zwar über die öffentliche Kundgebung aus Anlaß der ersten internationalen evangelischen Pressekonferenz in der großen Messehalle.

Die Spannung war groß, sollte doch der allbekannte Geistliche der schwedischen Kirche, Erzbischof D. Soederblom aus Upsala reden. Tausende und aber Tausende strömten am Abend herbei und füllten die große Messehalle der Pressa. Universitätsprofessor D. Deißmann-Berlin ließ die Versammlung im Namen der internationalen christ-

lichen Pressekommission der Stockholmer Welt-Konferenz willkommen und wünschte, daß als Antwort auf diese Kundgebung jene Aufforderung stehen möge, die dem Weltapostel Paulus nach Saloniki sandte an das kleine Häuflein mitten in dem großen römischen Kaiserreich: die Aufforderung zum Gebet dafür, „daß das Wort des Herrn laufe“.

(Schluß folgt.)

Kalenderbrief.

17. September: Bullinger † 1575.
18. September: Spangenberg † 1732.
19. September: L. A. Gotter † 1735.
20. September: J. A. Grimm † 1863.
21. September: Neues Testament deutsch 1522.
22. September: J. P. Hebel † 1826.

Mein lieber Willfried,

Für uns Evangelische ist die Herausgabe des Neuen Testaments deutsch im September 1522 wohl das wichtigste Ereignis der Reformation überhaupt. Luther begann die Uebersetzung aus dem Griechischen im Dezember 1521 und die erste Ausgabe geschah im September 1522, daher „September-Bibel“. Die übersehte Schrift war die Grundlage zum Bau der neuen, evangelischen Kirche.

Ein Zeitgenosse berichtet davon in seiner Reformationsgeschichte, das ist Heinrich Bullinger, der Nachfolger Zwinglis im Predigtamt in Zürich. Bullinger ist geborener Schweizer, er studierte aber in Pöln, wo ihm Luthers Lehre aufhorchen ließ und wo er sich in Melancthon's Schriften vertiefte. Mit dem alten Glauben zerfallen, lehrte er in die Heimat zurück. Er übernahm eine Stelle als Lehrer, dann als Prediger im Kloster Cappel. Als in dem unglücklichen Kriege Zürichs Zwingli fiel, wurde Bullinger kurze Zeit darnach Prediger am Grossmünster in Zürich. Hier entfaltete er eine ausgedehnte Tätigkeit, daneben führte er mit fast allen Theologen und Fürsten des damaligen protestantischen Europas einen fast unübersehbaren Briefwechsel. Aber bei allem Wirken in die Welt war er von starkem Heimatgefühl durchdrungen; ihm blieb das Verdienst, die deutsch-schweizerische Reformation mit der kalvinischen verbunden zu haben.

Ein Mann, der ähnliche Gaben der Kirchenleitung wie Bullinger hatte, war August Gottlob Spangenberg, von dem ich Dir schon einmal geschrieben habe. Auch er war wie Bullinger, in der schwierigen Lage, Nachfolger eines größeren Vorgängers zu werden. Er ist der Ordner des Jünzendorfschen Werkes geworden.

Ludwig Andreas Gotter ist Dir aus unserm Gesangbuch bekannt. Schon in der Schule haben wir sein Lied „Herr Jesu, Gnadensonne“ gelernt, das uns, je mehr wir heranwachsen, um so wertvoller wurde. Weniger bekannt scheint sein Lob- und Danklied zu sein: „Womit soll ich dich wohl loben, mächtiger Herr Zebaoth“. Wir aber wissen, seit wir es entdeckt haben, daß es zu dem Kleinoden unserer Kirchenlieder gehört. Und da unser Briefwechsel sich ja hier in aller Deffentlichkeit vollzieht, so gebe ich mich der Hoffnung hin, daß jeder Leser, der das genannte Lied noch nicht kennt, es sich nicht länger entgehen läßt, zumal doch nicht nur auf uns zutrifft, was in dem Liede gesagt ist:

Bald mit Lieben, bald mit Leiden
kannst du, Herr, mein Gott zu mir,
nur mein Herze zu bereiten,
ganz sich zu ergeben dir,
daß mein gänzlich Verlangen
möcht' an deinem Willen hangen . . .

Nicht verschweigen will ich Dir aber, daß Gotter im übrigen in der Literatur Deutschlands der letzte namhafte Vertreter des französischen Geschmacks gewesen ist. Wenn Jakob Grimm schon zu seiner Zeit gelebt hätte, dann hätte er ihn durch seine Sammlungen und durch seine Sprachforschungen belehren können, daß wir Deutsche es nicht nötig haben, uns nach französischem Geschmack in unserer geistigen Arbeit zu richten. Daß das nicht nötig ist, kann man auch sehen an Joh. Peter Hebel. Hebel ist zwar kein großer Dichter, aber was er schreibt, ist ganz echt, denn es wurzelt im Heimatboden und wächst von

Weltverlust und Sonne umspielt, frei und natürlich. Darum ist auch seine heimatliche Sprache, die alemannische, für ihn nicht etwas zufälliges, das er auch ohne Schaden weglassen könnte, sondern seine Heimatssprache gehört mit zum Inhalt, wie der Duft und Farbe einer Blüte zu ihr selbst. Wenn man seine packende, kurze und bündige Art, humorvoll zu erzählen, kennen gelernt hat, dann können wir beide, Du und Dein Gottfried, nur wünschen, daß wir ähnlich erzählen könnten.

Mehr Verständnis für die Taubstummen!

Von Pfarrer J. Ruppisch, Riesenburg.

Das Verständnis für die Taubstummen, für ihre Erziehung, schulmäßige Ausbildung, ihre nachherige Betätigung und ihre Fürsorge ist vielfach noch recht gering. Das erklärt sich meines Erachtens daraus, daß man noch viel zu wenig von der Taubstummenfrage weiß. Nachdem ich vier Wochen mich in der Taubstummenanstalt zu Rönigsberg mit dem Taubstummenwesen näher vertraut gemacht habe, will ich ganz kurz das Wesentlichste von dem, was ich da gelernt und gesehen habe, auch anderen mitteilen, um mehr Verständnis für die Taubstummen zu wecken.

Ich beginne mit geschichtlichen Bemerkungen. Taubstumme hat es zu allen Zeiten gegeben. Die Weltgeschichte erzählt uns von ihnen wenig. Mehrfach erwähnt werden sie nur in der Bibel, schon im Alten Testament, besonders aber im Neuen.

Getan wurde im Altertum für diese Bedauernswerten gar nichts. Im Gegenteil. Man hat sie nicht selten roh und unbarmherzig behandelt. Die Griechen haben z. B. aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Taubstummen schon im Kindesalter vielfach beseitigt. Das Boll hat sie fast immer für von bösen Geistern besessen gehalten und daher sie gefürchtet und gemieden. Nicht viel besser ist auch die Meinung der damaligen Gebildeten über sie gewesen. Aristoteles, ja selbst noch ein Augustin sind der Meinung gewesen, daß die Taubstummen jeder höheren Erkenntnis, besonders der religiösen, unfähig wären. Der Kaiser Justinian hat sie noch im Jahre 565 von allen menschlichen Rechten ausgeschlossen. Die Ursache dieses Verhaltens zu den Taubstummen und dieser Meinung über sie ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, daß man ihre Stummheit nicht als die Folge ihrer Taubheit erkannt hatte. Darum ist man der Meinung gewesen, daß sie überhaupt nicht fähig wären zu sprechen und die Lautsprache zu erlernen.

Erst im 16. Jahrhundert hat man angefangen, sich um die Taubstummen mehr zu kümmern und sie auch zu unterrichten. Den Anfang machte der spanische Mönch Pedro de Ponce im spanischen Kloster Sahagun. Seine Arbeit fortgesetzt und durch Ausarbeitung eines richtigen Unterrichtsverfahrens ergänzt und weitergeführt hat Juan Pablo Bonet (1620). Dieser hat auch erkannt, daß die Lautsprache für die Taubstummen viel wichtiger als die Gebärdensprache ist, und er hat bereits die Grundlage für das Lautsprecherverfahren geschaffen. Auf ihr haben dann die anderen weiter gebaut.

Von den Deutschen haben Bedeutendes zur Förderung des Taubstummenunterrichts Superintendent Dr. Raphael (in Lüneburg 1673—1740) und Pfarrer Arnoldi zu Großen Linden bei Gießen (1737—1783) beigetragen. Arnoldi ist dadurch bedeutend geworden, daß er für den Taubstummenunterricht Anschaulichkeit forderte und in den Unterrichtsplan auch Rechnen und Religion aufnahm.

Die erste Taubstummenanstalt ist in Paris i. J. 1770 gegründet worden. In ihr unterrichtete man aber nur in der Schrift- und Gebärdensprache und schaltete die Lautsprache fast gänzlich aus. Diese falsche französische Methode ist 1866 endgültig beseitigt worden. Jetzt wird überall die deutsche Methode von Samuel Heinicke angewandt und grundsätzlich nur in der Lautsprache unterrichtet. Samuel Heinicke hat auch die erste deutsche Taubstummenanstalt in Leipzig 1778 gegründet. Die erste preussische Taubstummenanstalt ist 1788 in Berlin ins Leben gerufen worden. Die zweite preussische Taubstummenanstalt, nämlich die in Rönigsberg, hat Dr. Neumann 1817 gegründet. Jetzt hat die Provinz Ostpreußen drei Taubstummenanstalten: in Rönigsberg, in Ellsit und in Rößel. Im Deutschen Reich gibt es gegenwärtig 88 Taubstummenanstalten,

fast durchgängig mit modernen Einrichtungen und neuzeitlichen Einrichtungen und besonders vorgebildeten Lehrkräften.

Seit 1875 ist die Fürsorge für die Taubstummen durch das Provinzial-Dotationsgesetz den Provinzen übertragen worden. Seit dem 7. August 1911 ist die Beschulung der Taubstummen in Preußen gesetzlich festgelegt. Jedes taubstumme Kind, das bildungsfähig ist, muß nach dem vollendeten 7. Jahre in eine Taubstummenanstalt gebracht werden, wo es acht Jahre (bis zum 15. Lebensjahre) unterrichtet wird. Zu solchen, die in eine Taubstummenanstalt gebracht werden müssen, gehören auch Stumme, obwohl sie hören können, Später-erbaute und solche Schwerhörige, die dem gewöhnlichen Schulunterricht nicht folgen können.

In Ostpreußen befinden sich jetzt rund 3000 Taubstumme, darunter 355 schulpflichtige Kinder, die in den Taubstummenanstalten untergebracht sind. Im ganzen Reich gibt es 33000 Taubstumme, darunter 3600 schulpflichtige taubstumme Kinder.

(Schluß folgt.)

Die Wunderblume.

Ein junger, armer Schäfer weidete einst seine Herde am Fuße des Ruffhäufers und trieb sie immer höher den Berg hinan. Auf der Höhe fand er eine wunderschöne Blume, desgleichen er noch nie gesehen, pflückte sie und steckte sie an den Hut. Jedem er so weiter ging, fand er oben auf der alten Burg ein Gewölbe ganz offen stehen. Er trat hinein, sah viele kleine, glänzende Steine auf der Erde liegen und füllte seine Taschen damit. Nun wollte er wieder ins Freie, als eine dumpfe Stimme erscholl: „Vergiß das Beste nicht!“ Er wußte aber nicht, wie ihm geschah und wie er aus dem Gewölbe herauskam. Kaum sah er die Sonne und seine Herde wieder, da schlug die Tür, die er vorher garnicht wahrgenommen hatte, hinter ihm zu. Als der Schäfer nach seinem Hute faßte, war die Wunderblume beim Stolpern abgefallen. Zu Hause griff er in seine Taschen und fand, daß die glimmenden Steine sich in lauter Goldstücke verwandelt hatten. Die Wunderblume aber war verloren und der Schäfer hat jenen Eingang in den Berg nie wieder gefunden.

Und doch blüht die Wunderblume noch heute, ist noch heute zu finden und erschließt den Weg zu verborgenen Schätzen nicht von vergänglichem Silber und Gold allein, sondern auch zu etwas viel Kostlicherem, den Weg zum Heil der Seelen. Das ist die blaue Wunderblume der Dankbarkeit, von der geschrieben steht: Wer Dank opfert, der preiset mich und da ist der Weg, daß ich ihm zeige das Heil Gottes. Und es gibt leider so viele, die — jenem Schäfer gleich — über den Gaben, die Gott ihnen darreicht, das Beste vergessen, den Dank.

Erntedankfest rückt näher. Wir haben es erfahren, daß von den Bergen uns Hilfe gekommen ist, goldener Erntedank. Nun erkönt die mahnende Stimme: „Vergiß das Beste nicht!“

Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes getan hat!

Bibellesetafel.

15. Sonntag n. Trin., den 16. September 1928.

Evangelien: Matth. 6, 24—34 und Joh. 11, 1—11; Episteln: Gal. 5, 25—6, 10 und 2. Thess. 3, 6—13; Altes Testament: 1. Kön. 17, 8—16.

16. Sept. Hiob 42, 1—17. Wiederherstellung.
17. Sept. Hagel. Jer. 3, 22—39. Notzeit — köstliche Zeit!
18. Sept. Psalm 73, 1—28. Aus tiefstem Leid der stärkste Glaube.
19. Sept. Jona 1, 1—16. Auf Befehl Gottes.
20. Sept. Jona 2, 1—11. Gebet in Not.
21. Sept. Jona 3, 1—10. Ein Volk, das Buße tut.
22. Sept. Jona 4, 1—11. Ein hartherziger Prediger.

Suche für junges Mädchen aus meiner Gemeinde, Besitztüchter, eine Stelle in christlichem Hause zur Erlernung der Wirtschaft. Möglichst etwas Familienanschluß und ein kleines Taschengeld nach Uebereinkunft wäre erwünscht. Meldungen an Ev. Pfarramt in Sucha, Kreis Lhd.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Neuheide.

Sonntag, den 16. Sept., 9,30 Uhr Gottesdienst; darauf Beichte und heil. Abendmahl; 11,30 Uhr Kindergottesdienst.
Die vierteljährlichen Geschichtenfolgen zur Pflege von Herz und Gemüt „Acht Seiten Freude zu bereiten“ stehen im Pfarramt zur Verfügung.

Pomehrendorf.

Gaben: Altargeschenk von 5 Mk. von einem Brautpaar aus Gr. Stoboy anlässlich der Trauung.

Gustav-Adolf-Vereinsbeiträge für 1928. Es kamen ein
aus Gr. Stoboy 45,90 Mk.
aus Pomehrendorf 30,30 Mk.
aus Wolfsdorf 25,— Mk.
aus Schönmoor 11,50 Mk.
zus. 112,70 Mk.

Schon zweifelte ich daran, daß diesmal die 100 Mk. erreicht werden würden; denn Pomehrendorf war sehr zurückgeblieben. Es war in Wolfsdorf, Schönmoor und Pomehrendorf bereits gesammelt und das Ergebnis waren 66,80 Mk. Wird Gr. Stoboy noch 33,20 Mk. aufbringen, um die 100 Mk. voll zu machen? Erfreulicherweise wurden alle Zweifel zusehender. Gr. Stoboy marschiert mit 45,90 Mk. bei weitem an der Spitze und hat es ermöglicht, daß die 100 Mk., die ich als Mindesttrag der Sammlung erwartete, noch um 12,70 Mk. überschritten worden sind. Herzlichen Dank allen freundlichen Gebern! Nun mögen aber auch die Namen der Geber genannt werden. Ueber Wolfsdorf ist bereits in einer früheren Nummer das Erforderliche veröffentlicht. Es sei nur noch nachgetragen, daß Herr Lehrer Krause noch 2 Mk. gesandt hat. In Pomehrendorf spendeten: Müller 5 Mk., H. Ruhn 2 Mk., F. Ruhn, M. Binding, Ephr. Häse, F. Dietrich, Braun, F. Binding, Chr. Binding, F. Dobrid, Gronau, Balzewitz, Bahl, Böhme je 1 Mk., M. Schief, E. Dietrich, Funk, Dröse, Peter, Hanneke, Fr. Döring, Stahr je 50 Pfg., Bergmann, Neumann jun., G. Winkler II, Fleischhacker, G. Dobrid, G. Kolmsee, G. Sieck, F. Friedrich, M. Hohmann, G. Häse, H. Richter, Dink, F. Winkler, G. Friedrich, Aug. Jäkel, Bierwolf, Zander, Maruhn je 30 Pfg., F. Krupp, G. Richter, F. Richter, Schiller, Sittmann, W. Binding, L. Binding, H. Winkler je 20 Pfg. In Schönmoor: Wölke 2 Mk., Holtzheimer, Horn, Herrmann, Böhme, G. Ruhn II je 1 Mk., Hübner, Runau, E. Häse, F. Ruhn, Gehrmann, E. Homann je 50 Pfg., Spiegelberg, Wagner, M. Ruhn, H. Ruhn II, Gerlach je 30 Pfg. In Gr. Stoboy: Erdmann (Lehrer) 5 Mk., F. Ruhn, G. Ruhn je 2 Mk., H. Herrmann, Kobusch, H. Thiel I, Ephr. Ruhn, M. Binding, Aug. Fietkau, Witwe Fietkau je 1 Mk., Reinte, G. Quintern, W. Quintern, W. Colmsee, H. Jepp, D. Häse, Gottfr. Fietkau, Gottfr. Thiel, G. Gehrmann, G. Böhme, Witwe Fietkau, M. Haak, D. Fietkau, G. Lettau G. Nitsch, F. Fietkau, R. Ulrich, W. Maruhn, Heinr. Fietkau V, W. Schief, R. Teuchert, Aug. Häse, G. Häse, G. Reich, H. Fietkau IV, H. Ruhn, H. Fietkau, Ziemann, Ferd. Dobrid, H. Ruhn, Kraft, E. Dreher, Häse II, Mogilowski, W. Häse I, Jordan, Gottfr. Marquardt, Thiel II, Hinz, F. Thiel, W. Droß, Ruckpaul, Wölke je 50 Pfg., Fritz Fietkau, Dahlweid, Silberbach, G. Reich, Gehrmann, G. Dreher, Aug. Kolmsee, M. Kolmsee, E. Kolmsee, G. Dreher, G. Hinz, G. Herrmann, F. Schief, Kolmsee, Fietkau, M. Fietkau, F. Teuchert, Dalewski, Ferd. Fietkau, H. Radtke je 30 Pfg., Herrmann, Jepp, Sellschopf, Thiel, H. Reich, Otto Kroll je 20 Pfg. Auf etwaige Irrtümer wolle man freundlichst aufmerksam machen.

Fr. Mark.

Am Sonntag, den 14. Oktober werden wir, so Gott will, in unserer wiederhergestellten Kirche das Kreis-Gustav-Adolf-Fest feiern. Bis zu diesem Tage wird die Kirche nach Aussage des Herrn Blietschau, Elbing, bestimmt wieder benutzbar sein. Es ist noch nicht ganz sicher, ob der Dielenfußboden unter den Bänken noch in diesem Jahre gelegt werden wird oder ob damit bis

zum nächsten Jahre gewartet werden soll. Das Preussische Hochbauamt Marienburg, in dessen Auftrag und unter dessen Oberaufsicht die Arbeiten in unserer Kirche ausgeführt werden, wird in den nächsten Tagen diese Frage entscheiden.

Auch in diesem Winterhalbjahr wird in Carlshof bei Rastenburg wieder ein Volkshochschul-Lehrgang stattfinden. Aus unserer Gemeinde hat im vergangenen Winter Erich Meike, Sohn des verstorbenen Hofbesizers Meike aus Bömischgut, die Carlshöfer Volkshochschule besucht. Der Lehrgang dauert 4 Monate, es sind an Unterrichts-kosten sowie für Verpflegung und Unterkunft insgesamt monatlich 50 Mk., im ganzen also 200 Mk. zu bezahlen. Die Zahlung geschieht in monatlichen Raten im Voraus. Die jungen Leute lernen dort in jeder Hinsicht etwas Nützliches. Unter anderem bringt der Stundenplan deutsche Literatur und Grammatik, Lebenskunde, Geschichte, Heimatkunde, Staatsbürgerkunde und Volkswirtschaftslehre, Landwirtschaft (hier unterrichtet z. B. der Direktor der landwirtschaftlichen Schule von Rastenburg u. a.), Rechnen, Buchführung, Gesundheitslehre, Turnen, Gesang; ferner hat jeder Gelegenheit sich bei einem der verschiedenen Handwerksmeister der großen Carlshöfer Anstalten in einem Handwerk ausbilden zu lassen. Wer seinem Sohn wirklich eine wertvolle Weiterbildung geben will, der schicke ihn auf die Volkshochschule nach Carlshof. Weniger Bemittelte können auf besonderen Antrag und auf Grund einer deutlichen Bescheinigung halbe beziehungsweise ganze Freistellen gewährt werden. Alles Nähere wegen Anmeldung usw. kann bei Pfarrer Holland erfragt werden. Am besten geschehen solche Anmeldungen möglichst bald. Wie wir gehört haben, werden aus der Kirchengemeinde Pomehrendorf in diesem Winter wahrscheinlich zwei junge Leute die Volkshochschule in Carlshof bei Rastenburg besuchen.

Es sei an dieser Stelle wieder einmal an die Korbflechterei des fast blinden Adolf Reimann aus Fr. Mark erinnert. Jeder, der irgend etwas an geflochtenen Gerätschaften braucht, Futterkiepen und Futterschwinger, Weidenkörbe usw., jeder, der alte Rohrstühle neu ausflechtet oder andere Flechtarbeiten ausführen lassen will, wende sich an Adolf Reimann in Fr. Mark. Er unterstützt damit ein Mitglied unserer Kirchengemeinde und hilft Lebens- und Schaffensfreude in das Herz eines Blinden tragen.

Heilstätte für Alkoholkrante in Stenzen.

Die Ostpreussische Heilstätte für Alkoholkrante in Stenzen, Kreis Labiau, (Leiter: Pfarrer Reinhard) versendet ihren ersten Arbeitsbericht für das Jahr 1. Juni 1927/28. Sie ist von den Carlshöfer Anstalten, die damit ihre alte Arbeit an den Trunkfälligen nach 13 Jahren wieder haben aufnehmen können, durch Ankauf des Restgutes Stenzen ins Leben gerufen. So sind im ganzen in dem ersten Jahre 50 Kranke aufgenommen, von denen 22 wieder abgingen (20 ordnungsmäßig, 2 wegen Aussichtslosigkeit des Heilverfahrens), so daß am Schluß des Jahres die Heilstätte 28 Kranke beherbergte. Von den Entlassenen konnten 8 als geheilt, 12 als gebessert betrachtet werden. Ihrem Beruf nach waren unter den Patienten 6 Arbeiter, 9 Handwerker, 20 Kaufleute und kaufmännische Angestellte, 7 Beamte, 2 Landwirte, 5 Gastwirte und Kellner, 1 Akademiker. Sie stammten zum größten Teil aus Ostpreußen (40), darunter 27 aus Königsberg, die anderen waren aus Stettin, Danzig (8) und Memel. Das Lebensalter bewegte sich von 18 bis 65 Jahren, doch gehörte die Mehrzahl (34) dem Alter von 36 bis 60 Jahren an.

Vom Brot.

Laß dein Brot über das Wasser fahren, so wirst du es finden nach langer Zeit. (Pred. 11, 1.)

Unser täglich Brot gib uns heute. (Matth. 6, 11.)

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. (Matth. 4, 4.)

Jesus spricht: Ich bin das Brot des Lebens. (Joh. 6,

Werbt für das Eogl. Gemeindeblatt.